

Die Schweiz gilt gemeinhin als reiches Land. Dennoch waren im Jahr 2019 8,7 Prozent der Schweizer Bevölkerung von Armut betroffen.

Bruno Fuchs ging der Frage nach, wie Menschen an der Armutsgrenze in der Schweiz leben, was ihre Hoffnungen, Wünsche und Schwierigkeiten sind. Er hat elf Männer und Frauen verschiedener Altersgruppen getroffen, die aus unterschiedlichen Gründen in die Armut kamen und in diesem Buch offen über ihr Leben erzählen. Ihre Porträts berühren, regen zum Denken an und kratzen am Tabu Armut.



elfundzehn

Bruno Fuchs

Reiche Schweiz Arme Menschen

Bruno Fuchs

Reiche Schweiz Arme Menschen

Leben an der Armutsgrenze

elfundzehn

Inhalt

- 13 Schuld, Sühne und Scham**
Anna Lehmann, Zürcher Unterland
- 29 Gewalt in der Kindheit – Gewalt in der Ehe**
Sandra DeVecchi, Zürcher Oberland
- 43 Ein Leben auf dem Campingplatz**
Ueli Weiss, Zürcher Oberland
- 57 «Ich habe in der Schweiz ein schönes Leben»**
Ayana Abebe, Kt. Bern
- 67 «Schmarotzer? Nein, das bin ich nicht.»**
Daniel Keller, Berner Oberland
- 79 Step by step, von ganz unten nach oben**
Stella Hofnig, Engadin
- 95 «Jung und dumm»**
Daniel Flückiger, Zürcher Oberland
- 107 «Jammern kann ich alleine»**
Erich Bertschinger, Wangen-Brüttisellen
- 119 Grüss Gott, tritt ein und bring das Glück herein**
Albert Kupfer, Landquart
- 133 «Pack deine Koffer. Komm sofort zu mir!»**
Marisa Rothen, Engadin
- 149 Kopf hoch – es gibt immer einen Weg**
Christa Brandt, Kt. Freiburg

Sämtliche Namen in diesem Buch sind
aus Persönlichkeitsschutz-Gründen geändert.

«Ohne Sozialleistungen wären
in der Schweiz heute vier bis fünfmal
mehr Menschen von Armut betroffen.
Es ist nicht akzeptabel, dass in der
Schweiz noch immer Menschen
in Armut leben.»

Bundesrat Alain Berset in einer Medienmitteilung vom
7. September 2018 des Eidgenössischen Departement des Innern EDI
anlässlich der nationalen Konferenz zur Bekämpfung von Armut.

**«Pack deine Koffer.
Komm sofort zu mir!»**

Marisa Rothen

Träume und Wünsche

«Ich habe, was ich brauche.

Ich möchte langfristig auf den eigenen Beinen stehen. Die Kinder und ich sind gesund – was wollen wir mehr? Ich muss nicht reich sein, aber ich möchte einmal so Geld auf dem Konto haben, dass ich nicht ständig überlegen muss, ob es reicht.

Ich träume von einem schönen Auto. Aber ich brauche nicht unbedingt eines.»

Noch vor wenigen Jahren verletzte ich mich. Nein, es war kein Unfall. Ich fügte mir Verletzungen zu. Autoaggressives Verhalten, sagen Fachleute. Das Verhalten hat immer den gleichen Ablauf. Probleme wuchsen mir über den Kopf, ich wusste keinen Ausweg, dann die Verletzung. Der körperliche Schmerz überdeckte die Probleme. Manchmal verspürte ich Aggressionen in mir, nicht auf die Kinder, nicht auf die Mitmenschen. Es war eher körperliche Anspannung, die zu diesen Aggressionen führten. Ich löste diese Spannungszustände, indem ich mit der Handkante so lange auf die Tischkante schlug, bis ich eine blaue Hand hatte. Einmal schlug ich mich mit dem Hammer, einmal ritzte ich mich mit einem Messer», sagt Marisa Rothen, um die 40, armutsbetroffene Mutter von zwei kleinen Kindern, in ihrer geräumigen Stube. Sie habe so einen anderen, neuen Schmerz gespürt. Das habe sie erleichtert, kurzfristig erlöst. Nun schnipst sie mit Daumen und Ringfinger und meint, der Gedanke «Cut» wirke erlösend, enorm erlösend.

Suizid sei für sie nicht in Frage gekommen. «Ich habe zwei Kinder. Sie hielten mich am Leben.» Für die Kinder wolle sie da sein. Sie könne sich nicht vorstellen, dass einmal ihr Mann und die Schwiegermutter für die Kinder sorgten. Eher noch ihre Mutter, aber sie sei inzwischen alt geworden.

Dass sie der Mutter das Vertrauen ausspricht, ist eher ungewohnt. «Vater und Mutter waren für mich als Kind keine Vorbilder im Zusammenleben», begründet sie ihre Skepsis. Sie hätten gegiftelt, gestritten, gefightet. Das sei heute noch der Fall, obwohl sie längst geschieden sind.

Wenn Marisas Eltern stritten, benutzten sie ihre Tochter als Druckmittel. Die Mutter drohte dem Vater, wenn er die Alimente nicht bezahle, würde er seine Tochter nicht sehen. Als Marisa 20

Jahre alt war, lernte die Mutter einen neuen Mann kennen und stellte die Tochter vor die Tür. Es sei an der Zeit, dass sie selber eine Wohnung habe.

Marisa Rothen zog im Engadin einige Dörfer weiter und beendete dort ihre dreijährige Lehre als Verkäuferin in einem Sportgeschäft. Da diese Branche in den Bergen saisonabhängig ist, war es für sie nicht möglich, eine Jahresstelle zu haben. Sie suchte neue Arbeit und fand schliesslich einen Job beim Coop an der Kasse. Bereits nach drei Monaten übernahm sie die Chef-Stellvertretung eines grösseren Coop-Geschäftes. Ihre Augen leuchten und sie sagt: «Ich war stolz. Als 22-Jährige führte ich sechs Mitarbeiter, die alle älter als ich waren.»

Nach vier Jahren verliess sie den Coop, weil sie sich für die anspruchsvolle Arbeit mehr Unterstützung wünschte. Anschliessend war sie für sechs Jahre in einem Möbelgeschäft. Dort hat es ihr gut gefallen. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie richtig glücklich. Doch das Glück hielt nur für kurze Zeit.

Marisa Rothen trainierte in einem Frauenteam Indiacca, eine Art Volleyball. An einem Meisterschaftsspiel in Olten lernte sie ihren späteren Partner kennen. Er ist neun Jahre älter. Nach sieben Monaten war sie von ihm schwanger. Beide erschraken, waren überrascht, gerade deshalb, weil er sich nicht sicher war, ob er Kinder zeugen könne. Marisa Rothen runzelt mir gegenüber die Stirn und meint: «Bald kam die zweite Überraschung: Ich erwartete Zwillinge.»

Nach der Lehre als Automechaniker machte ihr Partner eine KV-Lehre und arbeitete später eine kurze Zeit mit behinderten Menschen. In seiner Freizeit war er DJ. Da regte sich Lebenslust. Am liebsten wäre er nur DJ gewesen. Von morgens bis abends.

Als künftige Familie war nun eines dringend: Festes Einkommen, regelmässige Arbeit. Beide blieben auf der Stellensuche erfolglos. Ihr Partner hielt sich mit Putz- und Zügelarbeiten über Wasser. Er meckerte über die Arbeit, die Kunden und seinen Chef.

Marisa Rothen lebte damals noch im Engadin und hatte alles, was sie brauchte: Kolleginnen, eine Wohnung und Berge, die im Sommer zum Wandern einluden und im Winter sich in weisser Pracht zeigten. «Diese Vorteile waren mir zu wenig bewusst und ich machte einen folgenschweren Fehler», sagt sie mit Bedauern.

Die junge Frau entschloss sich, zu ihrem Freund zu ziehen. Schon bald bereute sie diesen Schritt, der nicht nur mit ihrem Freund zu tun hatte. Was geschah? Marisa Rothen antwortet: «Wenn Engadiner ins Unterland ziehen, erleben sie erst einmal einen Schock, einen schweren Kulturschock.»

Sie sei gewiss ein kommunikativer Mensch, daran liege es nicht. Am neuen Wohnort ihres Partners hätten aber viele Frauen gewohnt, die gar kein Deutsch hätten sprechen können. Sie müssten mit ihr ja nicht in ihrer Muttersprache, dem Romanisch, sprechen können, sondern einfach nur Deutsch oder Schweizerdeutsch, meint sie. Im Engadin leben viele Portugiesen und diese verstehen Romanisch recht gut. An ihrem neuen Wohnort lebten Menschen, die von überall herkamen. Grüsste sie die Leute, schauten diese sie komisch an, als «wäre ich vom Mond». Im Engadin hätten die Leute noch Zeit und schwatzten miteinander, aber im Unterland seien alle so gestresst und grüssten kaum. Zu ihren Kolleginnen im Engadin behielt sie den Kontakt. Später sollte sich das als glücklich erweisen.

Marisa Rothen und ihr Freund sprachen nun öfters vom Heiraten. Die Zwillinge waren ein Argument für diesen Schritt. Doch Marisa Rothen war erstmal strikt dagegen. Sie hatte ihre Gründe. Bei ihren Eltern hatte sie oft erlebt, was in der Ehe alles schief laufen kann und wo das endet. Das wollte sie nicht. Sie liessen sich beraten, sprachen mit Freunden und sagten sich schliesslich: «Wir heiraten. Wir versuchen es.»

Am 8. August 2016 um 16.00 Uhr war es soweit. Es war ein Montag, als sie heirateten. An der Hochzeit verkündete ihr Mann: «Wir bekommen Zwillinge und diese kommen am 9. September auf die Welt.» Die Gäste schauten ihn komisch an. Warum er

denn das wisse, fragten sie ihn. Das habe er mit Gott und den Kindern so abgesprochen. Und tatsächlich: Am 8. September leitete der Arzt die Geburt ein, und am 9. September 2016 kamen die Mädchen zur Welt. Zufall? Um darüber nachzudenken, blieb keine Zeit.

Eines der Mädchen musste bereits kurz nach der Geburt auf die Neonatologie. Es war zu leicht und hatte Hämatome im Gesicht. Die andere Tochter blieb bei der Mutter. Nun geriet Marisa Rothen in ein Gefühlschaos. Sie hatte nur immer die eine Tochter in den Armen und die andere fehlte. Sie wusste gar nicht, wie sie aussah, wie sie sich anfühlte, wie sie roch und sich bewegte. Sie lag ständig auf der Neonatologie auf dem Bauch und schlief. Erst nach sechs Tagen hielt die Mutter beide Kinder in den Armen. Sie war überglücklich.

Zu Hause verfiel sie bald in eine pränatale Depression. Sie weinte und war überfordert. Der Mann hatte zum Glück Arbeit als Hauswart. An den Wochenenden verdiente er Geld als DJ. Alles in allem konnten sie jeden Rappen gebrauchen. Wenn die Mutter am Abend die Kinder ins Bett brachte, ihnen über den Kopf strich und sie in den Schlaf wiegte, fehlte Mutterliebe. Sie sagt: «Ich funktionierte einfach und machte das Nötigste. Dass ich beide Mädchen gleich gern haben sollte, gelang mir nicht. Ich hatte Schuldgefühle.»

Für das junge Paar begann eine belastende Zeit. Die Mutter musste dem Vater erklären, wie er die Zwillinge pflegen und mit ihnen umgehen muss. Sie brauchte dringend eine Entlastung, damit sie aus der Depression kam.

Gespräche verliefen teils schwermütig, sie waren empfindlich – ein falsches Wort und es wurde laut. Sie stritten, sie schimpften und sie schrien.

Sie versuchte so oft wie möglich ihre Kolleginnen zu sehen. Jede Reise mit den beiden Mädchen ins Engadin war eine Herausforderung. Da ihre Mutter eine zweieinhalb Zimmerwohnung besass, wohnten Mutter, Tochter und Enkelkinder während weniger Tage eng zusammen. Dem Bruder von Marisa Rothen war

das zu eng, er verdrückte sich in dieser Zeit. Die Treffen mit den Kolleginnen waren enorm wichtig, stellte sich später heraus.

Manchmal kam ihre Mutter und half ihr mit den Kindern. Die Mutter erkannte die schwierige Situation der Tochter und wäre gerne über längere Zeit bei ihr geblieben. Aber der damalige Freund der Mutter rief sie an, sie solle nach Hause kommen. Ohne sie könne er nicht sein, er brauche sie dringend.

So war Marisa Rothen wochen- und monatelang alleine mit den Kindern. Sie sagt zu dieser schwierigen Zeit: «Ich lebte wie in einem Käfig. Frauen aus der Umgebung kannte ich keine, mein Mann arbeitete, legte am Wochenende Musik auf, schlief am Tag und interessierte sich weder für die Kinder noch für mich.» Er rechtfertigte sein Fernbleiben, er könne ihr sowieso nichts recht machen.

Trotz ihrer Rücksichtnahme auf ihn konnte sie nicht verhindern, dass er ihr einmal einen Tritt in den Hintern gab. Ein anderes Mal wickelte sie die Kinder und er trocknete das Geschirr ab. Er war wütend und schlug mit dem Abtrocknungstuch auf ihren Rücken. Ein Signal, Ungemach drohte.

«Auf der Mütterberatung erfuhr ich, dass es nicht nur eine körperliche Gewalt gibt, sondern auch eine psychische», sagt Marisa Rothen. Sein Abschätziges: «Was ist das schon, ein bisschen Mami sein und auf dem Spielplatz herumhängen», oder sein Verbot, dass sie sich mit anderen Frauen trifft, schmerzte sie. Sie fühlte sich einsam, im Stich gelassen. In solchen Momenten dachte sie: Lieber würde ich sterben, als das noch länger zu ertragen. Diese Gedanken wischte sie Mal für Mal weg und fragte sich: «Was soll aus den Kindern werden, wenn ich nicht mehr da bin?»

Marisa Rothen hatte Heimweh. Ihr fehlten das Rauschen des Inns, die rosafarbenen Alpenrosen und das mehrblättrige Edelweiss. Es fehlten die Freundinnen. Nachts schrien die Kinder, riefen nach der Mutter, sie spürten, dass etwas bei den Eltern nicht stimmte. Ruhe fanden die Kinder erst, wenn der Vater zur Arbeit ging und es in der Wohnung ruhig war. Dann fielen sie in einen unruhigen, tiefen Schlaf.

Eines Abends stritten die Eltern wieder heftig. Marisa Rothen legte sich danach ins Bett und versuchte zu schlafen. Sie verfiel in einen traumlosen Schlaf und plötzlich schoss sie auf. Schweißgebadet sass sie im Bett und dachte: Alles wäre wohl einfacher, wenn sie nicht mehr leben würde.

Dieser dunkle Gedanke bohrte sich in ihr Gedächtnis. Einige Nächte später durchkreuzten sie wieder die gleichen Gedanken. Voller Verzweiflung erzählte sie die schwere Stimmung ihrer besten Freundin, die in St.Gallen wohnte. Diese hörte geduldig zu und sagte bestimmt: «Pack deine Koffer. Komm sofort zu mir!»

Dieser Gedanke reifte: «Ich wusste nun: Ich gehe und komme nicht mehr zu meinem Mann zurück. Nie mehr. Er wusste von all meinen Plänen nichts. Ich hätte mit ihm auch nicht darüber sprechen können. Wenn ich früher mit ihm über uns reden wollte und wir nicht gleicher Meinung waren, blähte er sich vor mir auf und versuchte mich einzuschüchtern. Ich sagte ihm zwar, ich hätte keine Angst vor ihm. Aber innerlich brodelte es in mir.» Es wurden auch Bilder ihrer Mutter wach, die litt und von ihrem Ex-Mann Demütigungen einsteckte. Er schlug sie, bis sie ihn verliess.

Soweit sollte es bei Marisa Rothen nicht kommen. Sie sagte ihrem Mann, sie werde einige Tage bei der Freundin ausspannen, schmiss das Nötigste in eine Reisetasche, stieg mit den beiden Kindern ins Auto und startete den Motor. Dann fuhr sie mit Vollgas los.

Sie sagt: «Ich wünsche niemandem, wie ich mich nach Ankunft bei meiner Freundin fühlte. Ich hatte starke Schuldgefühle.» Einige Zeit nach Ankunft bei der Freundin fragte sie sich: «Was soll ich machen? Ich habe kein Geld. Keinen Job. Keine Wohnung.»

Sie telefonierte von Frauenhaus zu Frauenhaus und fragte nach einer provisorischen Unterkunft. Sie hatte keinen Erfolg damit. Für eine Mutter mit zwei Kindern war es schwierig, einen Platz zu finden. Sie sträubte sich gegen die Idee, bei den Sozialämtern nachzufragen. Mit Ämtern wollte sie nichts zu tun haben. Sie dachte: «Um Himmelswillen, nur keine Ämter. Ich will nicht auf dem Portemonnaie von anderen Menschen liegen.» Sie